

Zalotays Zauberschloss

Architektonische Trouvaille oder provokativer Schandfleck? Gewiss ist nur, dass das denkmalgeschützte Haus des ungarischen Lebenskünstlers Elemér Zalotay in Ziegelried bei Schüpfen allen Stürmen trotzt.



Elemér Zalotays Gesamtkunstwerk: Seit 1979 bastelt er an seinem Zuhause - mit scharfkantigen Blechstücken, spitzen Glasscherben, Stahlseilen, Ketten, Holzbauteilen, Steinen und Recyclingmaterial.

Walter Däpp (Text) und Hansueli Trachsel (Bilder)

Die Waldegg, das einst beliebte Ziegelrieder Dorfbeizli, gibt es nicht mehr. Auch das Dorfplädli ist verschwunden. Und auch die Käseerei. Doch ausgerechnet das seit Jahren heftig umstrittene skurrile Haus des spleenigen ungarischen Architekten Elemér Zalotay steht noch. Zum Leidwesen etlicher Nachbarn, die dieses «Forschungshaus», wie Zalotay es nennt, als «unordentlich zusammengebastelte Hütte» und als «Schandfleck» betrachten. Und die es, samt seinem eigenwilligen Erbauer und Bewohner, endlich weg haben möchten - «lieber heute als morgen».

Dieses «Ghütt» habe nie hierhergepasst, hört man. Ein Liegenschaftshändler, der nebenan mit konventionellen Einfamilienhäuschen geschäftete, befand einmal, Zalotays Gebäude wirke «auf einen Beobachter mit durchschnittlichem Geschmacksempfinden abstoßend und provokativ».

Und der 79-jährige Zalotay selber, der

«Das Haus lebt. Ich bin froh, dass mein Onkel es kaufen konnte.»

Franziska Würsten, Nachbarin

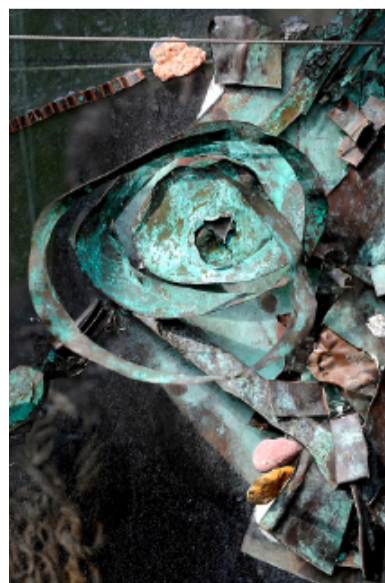
in der Zeit des Ungarn-Aufstands 1956 eigenen Angaben zufolge in seiner Heimat mehrfach inhaftiert war und 1973 «endlich eine Ausreisegenehmigung in die Schweiz» erhielt, bekommt bis heute hautnah zu spüren, dass er hier, im kleinen bernischen Dörfchen Ziegelried in der Gemeinde Schüpfen, für viele noch immer ein Fremder ist. Und ein «Querulant». Einer, der mit seiner eigenwilligen «Ghüder-Architektur» seit Jahren eben provokativ kundtut, dass ihm jedes durchschnittliche Geschmacksempfinden egal ist.

«Reizvolles Märchenhaus»

Doch immerhin: Franziska Würsten, eine von Elemér Zalotays direkten Nachbarinnen, findet sein «Märchenhaus» reizvoll. Und sie hat auch «zu ihm selber einen guten Draht». In dieser ansonsten doch so properen Einfamilienhausiedlung am Westrand des Schüpfener Dörfchens Ziegelried sei Zalotays Haus ein erfrischend unkonventioneller Akzent: «Das Haus lebt. Und ich bin froh, dass mein Onkel Heinz Würsten es 2003 kaufen konnte.»

Würsten, Baumeister in Zweisimmen, hat offensichtlich Gefallen gefunden an diesem speziellen Objekt. Solange es Elemér Zalotays Zuhause sei, sagt er, werde er jedenfalls nur die notwendigsten Renovationsarbeiten ausführen. So habe er - zusammen mit Zalotay - soeben begonnen, «das Dach abzuräumen,

ein neues Flachdach zu erstellen und mit einer undurchlässigen Kautschukfolie abzudecken». Später werde er - im Rahmen der denkmalschützerischen Vorgaben - weiterschauen. «Wer in diesem Haus wohnt», sagt er, «muss handwerkliches Geschick haben. Da wird man immer etwas zu basteln haben.» Zalotay selber bastelt seit 1979 daran. Mit scharfkantigen Blechstücken, mit



«Abstoßend und provokativ»?
Detailansicht des «Forschungshauses».

spitzen Glasscherben, mit Stahlseilen, mit Ketten, mit Holzbauteilen, mit Steinen, mit Recyclingmaterial, das er irgendwo zusammengesucht hat, mit herbeigeschleppten flauschigen Polstersesseln und sonstigem Mobiliar. Und mit Mörtel und Zement.

Der Eingangspfad in sein Zauberschloss führt über wild überwucherte Treppenstufen und über eine Art Hängebrücke, die der filigranen Miniatur einer mittelalterlichen Festungsbrücke gleicht und der Belastung erstaunlich gut standhält. Drinnen droht man über unebene Bodenmosaiken zu stolpern, hätte aber allenfalls die Chance, sich an ungezählten kreuz und quer aufgespannten Drähten, Seilen, Stricken und Schnüren zu halten oder von Wandbehängen und Teppichen weich aufgefangen zu werden.

Es ist staubig hier, aber trotz faszinierendem Durcheinander erstaunlich sauber, sogar recht ordentlich und wohnlich. Es gibt Verblüffendes zu sehen: das Bett, das, an Seilen aufgehängt, in der Luft schwebt und sich per Flaschenzug heben und senken lässt. Skulpturen, Vasen, Kerzenständer, Körbe. Den mit grün oxidiertem Blech eingefassten Tisch, den Zalotay aus einer Friesenberger Buche geschreinert hat. Eine seiner drei Katzen, die sich vor den ungewohnten Eindringlingen duckt. Bilder, die an Seilen hängen und mit rostigem Blech eingerahmt sind. Steine, die am Ofenrohr hängen -

«zwecks Wärmespeicherung», wie Zalotay erklärt. Apfelschnitze, die auf dem Ofen schmoren. Gestelle, die nicht hingestellt, sondern an Hanfseilen aufgehängt sind. Auch ein riesiger Leuchter hängt an einem langen, dünnen Drahtseil.

«Wie Musik von Pink Floyd»

Und wenn man nach oben blickt, an die wie ein permanentes Provisorium anmutende Glas- und Blechdecke, dann staunt man, dass diese zusammengebastelte Herrlichkeit den Gesetzmäßigkeiten der Statik zu entsprechen und auch Wind und Wetter zu trotzen vermag. So ganz dicht scheint das Hausgebilde zwar nicht zu sein, da und dort rinnt manchmal etwas Wasser durch Ritzen und Löcher. Und die Küche, das Reich von Zalotays Wohnpartner, ist reizvoll umrankt mit Efeu, das vor Jahren schon begonnen hat, ins Haus hineinzuwuchern. Statt es daran zu hindern, hat man es willkommen geheis-

«Schön wäre, wenn Zalotay punkto Ordnung etwas mehr Flair hätte.»

Ueli Hunziker, SVP-Gemeindepräsident

sen: Auch die Natur soll in Zalotays Wohnparadies ihren Platz haben. Das Grün der Pflanzen verträgt sich gut mit dem Grünspan des recycelten Kupferblechs.

Doch von Harmonie hält Elemér Zalotay wenig. Er schwärmt von Dissonanzen: «Schönheit findet man in Dissonanzen. Mein Haus ist wie Musik von Pink Floyd. Archaisch und modern.» Es sei «ein Zufallsprodukt», das eigentlich Vergangenheit sei. «Das hier», meint er, mit Blick auf Zeichnungen, Skizzen und Pläne, die er plötzlich ausbreitet, sei die architektonische Zukunft. Er brummt etwas von einem «160-stöckigen Wolkenkratzer aus Wasser, abgefüllt in Hunderte von Blechbehältern», womit sich der Bau von Hochhäusern revolutionieren und der Durchschnittsmietzins um fünfzig Prozent reduzieren liesse. Dass noch immer niemand da ist, der seine kühne Vision umsetzen würde, kann er nicht verstehen. Denn er hält nach wie vor für genial, was andere schon als «abstrus», «unrealisierbar» und als reine «Art Vision» abqualifiziert haben.

«Wie aus dem Brockenhaus»

Doch auch wenn Zalotays Streben nach später Anerkennung für seine wirt anmutenden Hochhausvisionen wohl erfolglos bleiben wird, kann er sich immerhin darüber freuen, dass seine verwunschene Bauakrobatik in Ziegelried auch nach über dreissig Jahren und ebenso vielen nachbarlichen Anfeindungen noch immer Bestand hat. Sie hat schon faustgrosse Steine überlebt, mit denen Unbekannte einst die Schlaf-

«Er hat bewiesen, dass man aus Abfall etwas bauen kann.»

Michael Gerber, Denkmalpfleger

zimmerscheibe seines «Palais idéal» zertrümmerten. Und sie hat auch einer Petition getrotzt, in der über dreihundert Bürgerinnen und Bürger einst verlangten, das Haus sei «mit Bulldozern niederzuwalzen».

«Diese Nachbarn fühlen sich durch Elemér Zalotays Haus in ihrem Wertesystem direkt angegriffen», sagt der Architekturkritiker und Stadtwanderer Benedikt Loderer: «Das Haus könnte aus einem architektonischen Brockenhaus stammen, es ist undicht, unperfekt», sagt er. Damit führe Zalotay den Nachbarn vor Augen, dass es neben ihren «Hüslis», die sie doch liebevoll aufgebaut hätten, auch andere Wertvorstellungen gebe. Wenn dabei um Formen gestritten werde, sei das nur ein Vorwand. Denn eigentlich sei für die Kritiker nicht das unkonventionelle Nachbarhaus nicht dorfgerecht, sondern «der Typ, der es gebaut hat».

«Ein schönes Stück Architektur»

Dieser «Typ», der unbeirrbar und streitbar Elemér Zalotay, erhielt im Laufe der Jahre aber auch Sukkurs - aus dem In- und Ausland. So sagte etwa der Architekt Urs Grandjean 1984 in einem Interview, Zalotays Haus sei «wertvoller als alle anderen in unmittelbarer Umgebung». So bewunderte die Fachzeitschrift «The Architectural Review» 1986 Zalotays «experimental house» und schwärmte vom neuen Geist («new spirit»), der hier «wie ein Zeichen der Hoffnung» spürbar sei. So riefen Architekturstudenten aus Neapel, die 1984 nach Ziegelried gepilgert waren, in der italienischen Zeitschrift «Domus» dazu auf, das Haus zu retten.

So liess der französische Architekturhistoriker Michel Ragon aus der Ferne verlauten, er sehe da «ein Stück schöne Architektur», neben «bemitleidenswerten» umliegenden Häusern. So brachte es Zalotays Zauberschloss sogar in eine japanische Fachzeitung. Und so setzte sich der bekannte frühere SBB-Architekt Uli Huber 1991 in einem Brief an seine BSA-Architektenkollegen für Zalotays Haus ein: «Es ist nicht nur andersartig. Es ist viel besser, viel diskreter als alles andere, was dort an gebauter trostloser Biederkeit herumsteht. Das gebastelt-gebaute Kunstwerk scheint mir eins mit der Natur zu sein. Wenn es dereinst zerstört ist, wird das grosse Wehklagen anheben. Bitte unternimmt jetzt etwas.»

Hubers Warnruf und die begeistern-

den Stimmen aus nah und fern verhallen nicht ungehört. Im Juni 1992 beantragte die kantonale Kunstaltertümerkommission, das «Objekt Nr. 366, Schüpfen/Ziegelried, Stapfacker» in das Inventar der geschützten Kunstaltertümer aufzunehmen - befristet auf vierzig Jahre. Die Kommission machte geltend, das «höchst eigenwillige, 1979 gebaute und stark umstrittene Gebäude» werde in verschiedenen Fachpublikationen sehr gelobt. Die massive Überschuldung des Bauherrn und Architekten lasse «eine Zwangsverwertung wahrscheinlich erscheinen», weshalb dieser um Unterschutzstellung des Gebäudes ersucht habe.

Der Regierungsrat stimmte der Unterschutzstellung zu. Und Jürg Schweizer, der damalige kantonale Denkmalpfleger, ist noch heute «froh, dass dieser ästhetisch eigenwillig-einzigartige Bau noch steht» - dass es damals gelungen sei, ihn für einen befristeten Zeitraum unter Denkmalschutz zu stellen.

Als Recycling-Pionier gewürdigt

Michael Gerber, der heutige Denkmalpfleger des Kantons Bern, pflichtet Schweizer bei. Er befürwortet den damaligen Schutzentscheid, zeigt aber auch Verständnis dafür, dass Nachbarn Zalotays es anders sehen - und dass es für gewöhnliche Passanten nicht unbedingt leicht nachvollziehbar ist, dass «ausgerechnet dieses Haus unter Denkmalschutz steht». Gerber ist deshalb froh, «nicht ästhetisch, sondern denkmalpflegerisch urteilen zu müssen». Da würdigt er vor allem Zalotays Bauen mit Recyclingmaterial: «Er hat pionierhaft bewiesen, dass man aus Abfall, aus unserer Hinterlassenschaft, etwas bauen kann. Es ist also durchaus denkmalwürdig, dass dieses spezielle Haus heute noch steht.»

Andererseits müsse man aber auch feststellen, dass das Weiterbauen im Laufe der Jahre nicht konsequent weitergeführt worden sei: «Elemér Zalotay hat verschiedene Verpflichtungen nicht erfüllt, die er durch die Unterschutzstellung hätte erfüllen müssen. Mit der Erhöhung des Daches zum Beispiel hat er sich über Vorgaben hinweggesetzt. Die Veränderungen, die er vorgenommen hat, sind massiv. Für mich ist deshalb die 1992 erfolgte Unterschutzstellung heute nicht mehr gegeben.» Ihre Auflösung stehe allerdings nicht zur Diskussion, da der heutige Besitzer derzeit keine Absicht habe, etwas zu verändern.

«Wir können damit leben»

Das nimmt Landwirt Ueli Hunziker, als SVP-Vertreter seit elf Jahren Gemeindepräsident von Schüpfen, einermassen gelassen zur Kenntnis. Er gibt zwar murrend zu bedenken, dass «dieses Haus immer zu Diskussionen Anlass gegeben hat» und dass Zalotay sich wiederholt über Bauvorschriften hinweggesetzt und damit die Dorfbevölkerung «vertäubt» habe - vor allem mit der zweiten Fassade, die er ohne Bauwilligung über die wasserdurchlässige erste Holz-Glas-Fassade gestülpt habe. Der Regierungstatthalter hatte daraufhin den Abbruch der zweiten Fassade verfügt, doch das Verwaltungsgericht stützte dann Zalotays Beschwerde.

Heute sei der Widerstand in der Gemeinde nicht mehr so gross wie früher, sagt Gemeindepräsident Hunziker, es werde kaum noch «von Schandfleck oder so» geredet. Man könne «im Dorf damit leben, obschon halt nicht nur das Haus speziell sei, sondern auch sein Erbauer und Bewohner». Persönlich habe er mit Zalotay allerdings nie Probleme gehabt.

«Das Haus ist sein Kind»

Und nach all den Jahren verstehe er nicht nur die verärgerten Anwohner (von denen sich einer unlängst wieder öffentlich über Zalotays Bäume beklagt hat, die ihm die Aussicht versperrten würden), er habe sogar auch «Blätz wyt» Verständnis für ihn: «Das Haus ist sein Kind. Er möchte so lange wie möglich dort leben. Da begreife ich ihn. Schön wäre allerdings, wenn er zumindest punkto Ordnung etwas mehr Flair hätte.» Nach dem jüngsten Gespräch mit dem neuen Besitzer scheine es aber, dass «da endlich etwas geht».

Er selber möchte allerdings nicht in Zalotays «Verschlag» leben, lacht Hunziker: «Nein, ums Himmels willen nicht. Ich wohne in einem 1806 erbauten, also über zweihundertjährigen stattlichen Berner Bauernhaus. So lange wird Zalotays Hütte nicht Bestand haben.»



Es ist staubig hier, aber trotz faszinierendem Durcheinander erstaunlich sauber, sogar recht ordentlich und wohnlich.



«Das Haus könnte aus einem architektonischen Brockenhaus stammen», sagt Stadtwanderer Benedikt Loderer.



«Nein, ums Himmels willen nicht»: Gemeindepräsident Hunziker möchte nicht in Zalotays «Verschlag» leben.

Grosse Architektur im Kleinen

Baukunst misst sich nicht in Quadratmetern: Aktuelle Projekte zeigen, wie auf einem kleinen Grundriss und wenig Fläche viel räumliche Kraft entstehen kann.

Andres Herzog

Die Schweiz ist klein. Ihre Bewohner aber wohnen auf grossem Fuss. Mittlerweile sind es 50 Quadratmeter Wohnraum pro Person, Tendenz steigend. Der Schweizer hat einen ungebremsten Drang nach mehr Fläche. Je grösser, desto besser, lautet die Devise. Dabei ist die Entwicklung paradox: Die Familien werden kleiner, die Wohnungen grösser. Immer mehr Menschen leben allein. Die Zahl der Zimmer hingegen nimmt zu.

Ein Film wird nicht besser, wenn er länger ist, ein Roman nicht spannender mit mehr Seiten. Auch ein Auto glänzt nicht schöner, wenn es einen kräftigeren Motor hat. Es sei denn, man beurteilt seinen Wert einzig daran, wie viele PS unter der Motorhaube röhren. Genau dies scheinen die Schweizerinnen und Schweizer zu tun, wenn es um ihre Wohnung geht. Sie lassen sich vor allem von Zahlen beeindrucken. Ist die Anzahl Quadratmeter hoch, sind sie zufrieden. Den Investoren ist das nur recht, denn mehr Fläche heisst für sie mehr Geld. Also werden fette Wohnungen gebaut für Menschen mit dickem Portemonnaie. Der Architekt bläst das Wohnzimmer zur Wohnhalle auf. Die Küche vergrössert er, als würde hier für ein Restaurant gekocht. Dazu zeichnet er ein zweites und ein drittes Bad und eine Loggia, gross wie ein Wohnzimmer.

Kleines Haus, grosse Aussicht

Dieser Grössenwahn folgt nicht der Logik, sondern dem Prestige. Die Wohnungen aufzublasen, bleibt architektonisch meist ohne Gewinn. Sie werden grösser, aber nicht besser. Die Möbel stehen verloren in einem Wohnzimmer, das banal und fad wirkt. Der Raum wird verdünnt, verliert an Kraft. Dabei geht vergessen: Der Massstab in der Architektur ist der Mensch. Und dieser ändert sich nicht mit dem Wohlstand, zumindest physisch nicht. Man fühlt sich wohl, wenn ein Raum gut proportioniert ist, man ist zu Hause, wo man Geborgenheit findet.

Dennoch gibt es auch Bauherren in der Schweiz, die ihr Geld lieber für Architektur statt für Raum ausgeben. Beziehungswise Auftraggeber, die trotz knappem Budget in Baukultur investieren. Wenn Architekten sparsam mit dem Land umgehen müssen, sind sie zu Erfindungen gezwungen. Kompakte, ausgeklügelte Grundrisse sind gefragt, die dem Haus die Enge nehmen. Dabei ist der beschränkte Raum ein Gewinn: Die Kraft der Architektur definiert die Atmosphäre, nicht die schiere Grösse.

Die meisten Beispiele für kleine, aber feine Architekturen finden sich bei den Einfamilienhäusern. Die Rahmenbedingungen sind hier oft klar definiert und die Parzelle eng. Doch einen Architekten wie Peter Zumthor hindert das nicht, aus dem Vollen zu schöpfen. Seine beiden Ferienhäuser im Weiler Leis oberhalb Vals fügen sich mit hölzerner Zurückhaltung und Giebeldach ins Dorf ein. Massives Holz prägt auch das schlichte Innere. Gemütlich sitzt man hier am Kachelofen und blickt durch die riesigen Fenster in die raue Bergwelt.

Bis Ende Jahr soll ein drittes Haus das Ensemble komplettieren. Mit 128 Quadratmeter wird es kleiner sein als ein typisches Einfamilienhaus, die architektonische Dichte indes liegt um ein Vielfaches höher. Allerdings hat die Bauqualität ihren Preis: Wer ein Haus mieten will, bezahlt in der Hochsaison bis zu 4800 Franken pro Woche. Dass auch auf



Fünf dieser Türmchen stehen in einem Freiburger Obstgarten. Foto: Jérôme Humbert

wenig Boden viel Raum passt, zeigt ein Stadthaus in Basel, das letztes Jahr fertiggestellt wurde. Der Kontext schränkte die Basler Architekten Buchner Bründler ein, und zwar ganz konkret: Die Baulücke war sechs Meter breit. Um Platz zu schaffen, streckt sich das Haus in die Tiefe und in die Höhe. Fenster gibt es nur hinten und vorne. Dazwischen dominiert Sichtbeton die schmalen Räume. Doch eng ist es in den beiden Wohnungen im Haus nicht, sie sind mit rund 200 Quadratmeter grosszügig. Der Fussabdruck bleibt dennoch klein.

Spartanischer Entwurf

Fehlender Platz war nicht das Problem, als man in einem privaten Obstgarten in Freiburg zu planen begann. Doch der Ort und das Baurecht verlangten Fingerspitzengefühl. Das Freiburger Büro LVPH entwarf fünf hölzerne Türmchen, die es im Park verstreute. Drei wurden bislang gebaut. Ihre Grundfläche misst 5,5 mal 5,5 Meter. Die dreistöckigen Häuser sind darum reduziert auf das Wesentliche. Pro Geschoss gibt es nur einen Raum. Die Installationen sind im Keller konzentriert: Hier gibt es einen Kachelofen, eine Schrankwand und ein Bad, mehr nicht. Der Entwurf ist spartanisch, die Aussicht luxuriös: Grosse Öffnungen verbinden das kompakte Innere mit dem weitläufigen Park.

Die drei Beispiele zeigen, wie auf kleinem Raum grosszügige Architektur ent-

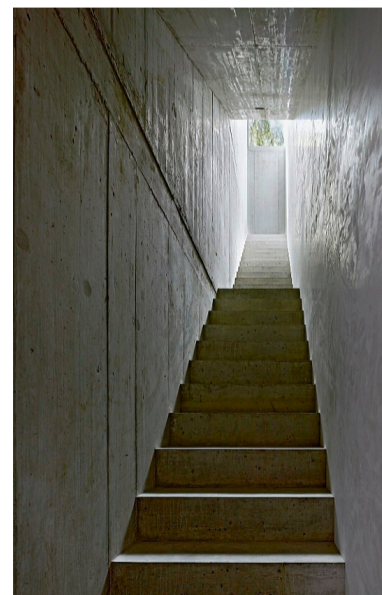


Das Büro LVPH plante die Häuser auf einer Grundfläche von 5,5 mal 5,5 Meter.

steht. Dennoch: Das Einfamilienhaus ist nicht die schlankste Wohnform, es verbraucht viel Land und Ressourcen, auch wenn es sich mit Minergie-Label brüstet. Doch es gibt auch grosse Wohnüberbauungen, die den Gürtel enger schnallen, wenn auch bislang nur auf dem Papier. Mit der Siedlung Hornbach will die Stadt



In die Lücke gebaut: Stadthaus von Buchner Bründler Architekten. Fotos: Ruedi Walti



Sichtbeton dominiert im Innern, Fenster gibt es nur vorne und hinten am Haus.

Zürich Gegensteuer geben zum Trend nach immer grösseren Wohnungen. Knapkiewicz & Fickert Architekten zeigen, dass auf 95 Quadratmeter eine familientaugliche Wohnung passt. Auch hier bedeutet weniger Fläche keine Abstriche bei der Architektur, im Gegenteil. Dank der geschickten Anordnung

der Balkone und Loggien blicken alle Mieter auf den Zürichsee.

Entschlackte Siedlungen

Dass weniger mehr ist, haben mittlerweile auch die Pensionskassen erkannt. In Bern plant die Anlagestiftung Adimora ein Wohnhaus, dessen Grundriss gründlich entschlackt ist. Um dennoch auf nichts verzichten zu müssen, nutzt das Zürcher Architekturbüro Esch Sintzel manche Räume doppelt: Die Küche wird im Sommer zur Loggia und kompensiert so den fehlenden Balkon. Für eine andere Klientel will Amag beim Glattpark in Opfikon bauen. Die Zürcher EMI Architekten gewannen kürzlich den Wettbewerb für 100 Einzimmerwohnungen à 40 Quadratmeter. Da der Raum mit einer tiefen Loggia geschickt gegliedert und höher als gewöhnlich ist, kommt keine Platzangst auf. Die Architekten verdichten den Grundriss und schaffen so räumliche Spannung.

Die Beispiele gehen zum Teil an die Grenzen. Wer in diesen Bauten wohnt, muss Architektur erleben wollen und darf sie nicht als neutrale Hülle verstehen. Doch auch bei grösseren Wohnungen gilt: Weniger ist oft mehr. Wenn Sie das nächste Mal eine Wohnung besichtigen, achten Sie also weniger auf die Quantität der Quadratmeter und mehr auf die Qualität der Architektur. Nicht aus Bescheidenheit oder Rücksicht auf den Bodenverbrauch, sondern aus eigenem Interesse.